

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 20 (1944-1945)

Heft: 51

Artikel: Sieben Stufen einer Leiter

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-712769>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zirkäpfers abhängig, die diesen im rechten Augenblick genügend Initiative zur Bekämpfung eines nicht selten überlegenen Gegners finden lassen. Daran sollte jener Vorgesetzte denken, der glaubt, daß die ihm mit dem höheren Rang in die Hand gegebenen Machtmittel allein nicht für ein gutes Gelingen genügen. Die überragende Leistung beim Soldaten beginnt in der Regel erst jeweils da, wo er dem allgemeinen Müssen des Befehls des Mehr seines eigenen Wollens und seines freudigen Einsatzes beifügt.

Sowohl im Frieden als im Kriege kommt gelegentlich der Augenblick, da die physische Leistungsfähigkeit des Soldaten ihren Höhepunkt erreicht. Wenn dann noch Zusätzliches geleistet werden soll, bedarf es weder Befehle noch wilder Flüche oder Strafandrohungen, sondern ganz einfach des anfeuernden Vorbildes und des richtigen Wortes zur rechten Zeit. Das sind die Augenblicke, in denen der herzlose Vorgesetzte versagt, da es ihm auf Grund seiner Einstellung nicht möglich ist, den Schlüssel zum Herzen und zum guten Willen seiner Mannschaft zu finden. Trotzdem das äußere Bild einer Truppe ein gleiches Grau präsentiert, ist doch jeder einzelne Soldat eine

Persönlichkeit mit einem Berufsleben, mit Stärken und Schwächen. Daran hat der Vorgesetzte zu denken, der im Glauben lebt, gleich einer «Strategiemaschine» über uniformierte Maschinen herrschen zu können.

*

Es soll hier wirklich nicht der Anbiedererei ins Wort geredet werden. Zwischen Führer und Geführten ist selbstverständlich eine gewisse Distanz notwendig und von beiden Seiten anerkannt. Aber innerhalb dieser gebotenen Distanz bleibt dem Herzen genügend Spielraum. Ich erinnere mich noch gut eines Soldaten, dessen bitterstes Diensterlebnis es war, als ein Vorgesetzter, mit dem er die Rekrutenschule in der gleichen Gruppe absolviert hatte und der ihm während vier Jahren Aktivdienstes Kompaniekommmandant war, auf der Straße als Major kalt und in jeder Hinsicht unpersönlich den Gruß abnahm. Nein, der Soldat hatte nicht erwartet, daß ihm dieser Major auf die Schulter geklopft und ihn jovial gefragt hätte, wie es ihm ginge. Aber auf ein freundliches Lächeln, vielleicht nur auf ein winziges Glimmen des Erkennens in den Augen glaubte dieser Soldat ein Recht zu haben. Es wurde bereits gesagt, daß es

sich hier nicht um eine Kritik handeln soll, wir wollen daher jedem einzelnen zu urteilen überlassen, ob dieser vermeintliche Anspruch des einfachen Soldaten zu Recht oder zu Unrecht bestand. Es ist nun sicher in unserer Armee nicht sehr schlimm mit gefühllosen Vorgesetzten bestellt. Wenn der Soldat im allgemeinen von seinem Vorgesetzten spricht, hört man doch meist die Anerkennung und leise Zuneigung heraus und die dem militärischen Führer von selbst in den Schoß fallen, der nicht nur strategische, sondern auch in reichem Maße menschliche Qualitäten besitzt. Erst dann wird der Vorgesetzte eine gute Truppe befehlen, die ihm durch Dick und Dünn zu folgen bereit ist, weil sie mit dem Instinkt des Soldaten begreift, daß ihr vom Vorgesetzten weder Ungerechtes noch Unbilliges zugemutet wird. Aber jene anderen, wenigen Ausnahmen sind vielleicht nicht allzu böse, wenn ihnen ein einfacher Soldat eine Binsenweisheit der modernen Kriegsführung ins Gedächtnis ruft: Das Bild des idealen Vorgesetzten ist für den Soldaten nicht der militärische Führer schlechthin, sondern der Kamerad, der führt und der sowohl als guter Soldat, wie als guter Mensch zu dieser Führung berufen ist. Pws.

Sieben Stufen einer Leiter

1. Etappe: Juli 1937.

Am Anfang war das Bewußtsein, zu den erwachsenen Leuten zu gehören. Selbstverständlich verzichtet keiner auf die Zigarette; selbstverständlich muß am frühen Morgen ein Bier her. Heute wenigstens, das gehört nicht nur zum guten Ton, sondern bedeutet ein Stück ehrenwerte Tradition. Man muß doch beweisen, daß man Soldat werden will, daß man folglich etwas ertragen kann. Und wer sich zum vornherein zum Staatskrüppel geboren fühlt, der trinkt erst recht mit. Niemals wird die Mār zu töten sein, daß das Herz nach einem Glas Bier derart klopft, daß einen der Militärarzt heimschickt. Noch keiner ist deswegen geflogen, die Mār aber bleibt. Generation um Generation. Es ist das allerste Mal, daß der Staat persönlich die Finger nach einem aussstreckt, daß man von Staats wegen und auf staatlichen Befehl anzutreten hat, das Hemd ausziehen muß, damit der Arzt einem an der Brust herumklopfen kann. Vor zwei Jahren war die Konfirmation, damals befahlte sich der Pfarrer eingehend mit dem Herzen, jetzt tut es der Arzt; beide verrichten ihre Aufgabe mit derselben Gründlichkeit und man kann und darf keinem der beiden ausweichen. Es ist nicht wahr, daß das Herz einem ganz allein gehört und für einen allein schlägt. Der Pfarrer wenigstens hat sich so aufgeführt, als hätte die Kirche mir ein Herz verpachtet und der Arzt schaut mich sehr vorwurfsvoll an, weil mein Herz in seinem Höhrrohr drin nicht genau jenes Geräusch hervorruft, wie es der Arzt hören will und wie er auf der Universität gelernt hat, daß es tönen muß. Alle hier tun so,

als hätte ich die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, ihnen einen vollkommen ausgebildeten Athletenkörper vorzuführen. Verächtlich legen sie das Maßband beiseite, das sie um meinen Oberarm gewunden. Oberarm: 24. Sie sind wohl ein halbes Mädchen, was? Wenn man 166 Zentimeter mißt und der Brustumfang nur deren 79 beträgt, kriegt man unter die Zahl einen Strich. Dieser Strich ist während der ganzen weiteren Untersuchung ein Stein des Anstoßes. Er entschuldigt zwar einigermaßen die Note 5 im Heben und vielleicht sogar die 4 im Kugelstoßen, niemals aber die 3 im Weitsprung. Diese 3 ist und bleibt ganz einfach ein Schandfleck im Dienstbuch und ein Schatten über der ganzen fernern militärischen Laufbahn. Selbstverständlich läßt sich der Turnexperte (er ist im Vorstand des hiesigen Turnvereins) die Gelegenheit nicht entgehen, seine abgrundtiefe Verachtung für Schmalbrüstler, die nicht im Turnverein turnen, zu manifestieren und der Mann mit dem eisgrauen Schnurrbart und dem vielen Gold am Hut (irgend ein «hohes Tier», mit den Bezeichnungen des Grades habe ich aus Mangel an Interesse noch immer Schwierigkeiten) legt klar, daß es eine Affenschande ist, untauglich befunden zu werden (wo man doch im übrigen kerngesund ist) und er kann sich nicht entschließen, einem jungen Mann ganz einfach die Ehre abzuschneiden, indem er ihn untauglich erklärt. Somit ziert ein schöner, langer, blauer Stempel die vierte Seite des Dienstbüchleins, um hier ewig und für alle Zeiten darzutun, daß man (zumindest früher einmal) kein hundertprozentiger Eidgenosse ist. Für ein Jahr

zurückgestellt. Punkt, fertig. «Sie können das nächste Jahr wieder kommen, turnen Sie, trainieren Sie, geben Sie sich Mühe, es wäre schade um Sie.»

Der Staat hat die Hand nach einem ausgestreckt, der Staat läßt nicht mehr los.

2. Etappe: Juli 1939.

Das erste Merkmal des Militärdienstes ist: warten, rennen, warten. Etwas, woran man sich schließlich so gewöhnt, wie ein Säugling an die Milchflasche. Man ist sich nun klar geworden darüber, daß es ein Irrtum war zu glauben, man gehöre sich selber. Sie haben die Haare kurz zu schneiden, warum haben Sie sich nicht rasiert, kommen Sie her, rasch, rasch, bitte — reden Sie doch endlich laut und deutlich — was setzen Sie sich hin, erfragen Sie das Stehen nicht? — warten Sie —. Jawohl, immer und ewig: Warten Sie, rennen Sie!

Die schöne dunkelblaue Sportschale mit den weiten Hosen (die große Mode, der große Stolz) hat man abgelegt und steckt in geflickten, einfach unmöglichen Kleidern da, man kommt sich (gelinde gesagt) wie ein ausgemachter Trottel vor, man weiß erst jetzt aus eigener Erfahrung, wie sehr Kleider Leute machen. Irgendwie erleichtert es aber, zu sehen und zu wissen, daß man nicht allein ist, daß da eine ganze Reihe junger Leute ebenfalls unmöglich eingekleidet ist, ebenfalls wartet, rennt, wartet, ebenfalls mit gemischten Gefühlen mit der Handfläche über den kahlen Schädel fährt und bei dieser Bewegung kommt dann so langsam das, was später im langen Dienst immer wieder in allen Situationen hilft: das befreende Lachen, das man nur unter den Kameraden kennt.

Das erste, was der Staat, nachdem er einmal in erster Linie gefordert, zu schenken bereit ist, ist ein Taschenmesser von ansehnlichem Gewicht und dazu ein eisernes Eßbesteck. Der Zweck des Geschenkes wird sogleich klar, irgendeiner der blutjungen Korporale (den Grad kennt man nun so langsam) schreit etwas von essen und der riesige Schübling söhnt mit dem eben begonnenen Kasernendasein mehr oder weniger aus. Man leiert einen Nachmittag lang seinen Namen herunter, versichert hundert verschiedene Personen, daß man wahrhaftig und wirklich geboren ist (Sohn des Max und der Mina, geborene Bünzli), daß man sogar vor ziemlich genau zwanzig Jahren geboren ist und daß man die Ehre hat, in der Stadt Zürich heimatberechtigt zu sein. Es erscheint sogar einer, der zur Abwechslung einmal wissen will, was man bisher getrieben, welche Bücher man studiert und den nicht allein der zahlenmäßige Umfang von Brust (es sind immer noch sechs Zentimeter zu wenig) und Oberarm interessiert. Man kriegt Leintücher, Wolldecken, faßt Schuhe und wird darüber instruiert, daß man von nun an dem Militärgesetz untersteht; man wird vor ein Eisen gestellt geführt, das mit aller Unverfrorenheit Bett genannt sein will. Und dann erscheint zum ersten Mal, in seiner ganzen Liebenswürdigkeit, der gute Geist einer Rekrutenschule, der gestrenge Feldweibel, der niemals müde wird, Ausbildungsmangel zu entdecken und unter seiner Anleitung lernt man Wolldecken auf dem Nest ausbreiten, daß man fürderhin sein ganzes Leben durch mit einem Blau-Streifen-Komplex belastet ist. In die Stadt darf man nicht, weil man die Herren Offiziere noch nicht zu grüßen versteht, hingegen darf man sich in die Kantine hinüber begeben mit der ausdrücklichen Warnung im Gedächtnis, wenig Alkohol zu konsumieren, worauf dann die Herren Korporale, um ihre Ueberlegenheit zu beweisen, gleich eine ganze Bierorgie von Stapel lassen. Man weiß nachher, daß man allerlei zu lernen hat und legt sich zum ersten Mal in seinem Leben so richtig hundsmüde in die Klappe, um mit Besorgnis der ersten Tagwache entgegen zu träumen.

3. Etappe: November 1939.

Es war nichts mit den hundertachtzehn Tagen Dienst, es ist alles so ganz anders gekommen. Ich glaube, wir sind in dieser Zeit ganz plötzlich, eigentlich ohne rechten Uebergang, Männer geworden. Die Woche Urlaub war dazu angefan, einem zu zeigen, wie schön das Zivilleben sein könnte, anderseits rücken wir nicht ohne einen gewissen Stolz zu unsren Einheiten ein. Es ist Anfang Krieg und der Soldat steht überall hoch im Kurs. Zu unserm tiefsten Leidwesen müssen die neuen, leuchtenden Achselnummern umgekehrt werden. Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat;

niemand an der Straße soll sich darum kümmern, welche Einheit wohin geführt wird. Man marschiert, das ist die Hauptsache. Das kleine Dorf mit der wehenden Fahne auf dem Schulplatz ist der Unterkunftsorf unserer Kompagnie. Neugierig und belustigt werden die «Hamburger» gemustert, die sich noch gewohnt sind, mit abgehackten Stimmen «Zu-Be-fehl-Herr-Haupt-mann» zu krähen. Während ihr Eifer von den neuen Kameraden bespöttelt wird, versichert der Hauptmann in einer kurzen Ansprache, daß sich keiner der Illusion hingeben soll, daß der Aktivdienst leichter zu nehmen wäre als die Rekrutenschule. Im übrigen appelliert er an die Kameradschaft seiner Kompagnie, die Hamburger gut aufzunehmen und man fühlt sich irgendwie als neues Glied einer großen Familie, man weiß, man hat seinen Platz in der großen Gemeinschaft der Armee eingenommen.

Das erste ist natürlich eine Inspektion mit all ihren Tücken, der dazu abkommandierte «Oberländer» macht uns die Sache nicht einfach und ich beginne meine Aktivdienstlaufbahn mit der unruhlichen Bezeichnung Schweinekerl. Gut, daß man 118 Tage lang Muße gehabt, sich mit derartigen kleinen Ehrverletzungen abzufinden; man ist langsam auf der Stufe angelangt, da man schlechthin einfach alles glaubt, was einem beigebracht wird; selbst wenn es sich um die bis anhin völlig unbekannte Tatsache handelt, daß man zu den Schweinekerlen zählt. Der Oberleutnant läßt Gnade für Recht ergehen, er ist gewillt, es bei dem ersten Schreckschuß bleiben zu lassen, wir erhalten unsere Plätze im Kaponnemment zugewiesen, verstaufen unsere Kommoden und kommen eben recht zum Hauptverlesen. «Morgen», sagt der Kompaniekommendant, «möchte ich mir Euer Exerzier ansehen, nachher geht es zum Stellungsbau. Ihr müßt Euch mit jeder Arbeit abfinden, es ist Krieg.»

Wir haben gebührend Kenntnis genommen.

4. Etappe: Dezember 1940.

Es ist ein Hundewetter, wie es sich der liebe Gott in seiner schlechtesten Laune ausgedacht haben muß. Es schneit ganze Nastücher und diese sind derart klatschnaß, daß man sehr bald in den eigenen Kleidern ersaufen kann. Der Tornister am Rücken — das ist dies eine Mal Bluff, der Tornister ist leer; sämtliche Utensilien wurden per Post nach Hause befördert. Die Asphaltstraße glänzt im trüben Scheine der Straßenlampe, langsam erhebt sich im Osten der Tag, die Lampen erlöschen und der Himmel weint zum Erbarmen. So weit das Auge reicht, Soldaten, alle Straßen vollgepflastert mit Militär, in jedem Seitenweg eine Einheit in Bereitstellung. Nach Befehlen, die hinter dem anscheinenden Chaos eine riesige und straffe Organisation vermuten lassen, bewegt sich Truppe um Truppe, der eben erwachenden Stadt entgegen. Eine riesige Volksmenge umsäumt, allem Hundewetter zum Trotz, die Straße und von weit vorne dringt der dumpfe Schall einer Pauke, deren Rhythmus eine ganze Division in Schach hält. Pum ist linker Fuß, registriert der Schädel; gelbe Fahne Taktenschritt, blaue Fahne Achtung rechts usw. Die Division hat so etwas wie

Ehrentag und das ergreift jeden irgendwie, wenn man solche Gefühle auch nicht gerne eingestehst. Man nennt es Theater und bemüht sich trotzdem, seine Rolle wenigstens so gut wie möglich zu spielen.

Der Mann im braunen Ledermantel ist der General. Aufrecht steht er im Schneeregen, dieser alte, stramme Soldat; er begrüßt unsere Fahne und wir wissen, daß wir ihm gefallen müssen. Wir sind Ihre Armee, Herr General, möchte man ihm versichern und man kann dies, indem man einen Taktenschritt klopft, ein Knall die ganze Kompagnie, indem man den Kopf nach rechts wirft, eine Bewegung durch die ganze Reihe. Wir haben den General gesehen; er hat uns viel Vertrauen eingeblößt, der General hat uns gesehen; er hat gewußt, daß er sich auf uns verlassen darf. Man weiß, daß die vielen, vielen Monate nicht umsonst gewesen sind.

5. Etappe: August 1943.

Gelbverbrannte Alpwiesen, ein irrsinnig glühender Sonnenball. Wunde Füße, wunder Rücken, klatschnasse Kleider. Ringsum hallen die Felswände vom wütenden Gebell schwerer Geschütze. Die Manöverschlacht erreicht ihren Höhepunkt. Während Granatgeschosse pfeifend über unsere Köpfe schwirren, machen wir uns zum Sturm bereit. Hoch oben liegt die Krete, von der aus unsere Maschinengewehre in der nächsten Vierelstunde hinüber bellen sollen in die Geröllhalde des supponierten Feindes. «Achtung», ruft der Zugführer, «los!»

Kräftige Gestalten legen sich in die Rennen, greifen zu, sausen mit geladenen Mg. den Hang hinauf. Der Hang ist unbarmherzig steil, die Luft dünn, man ringt nach Atem, stolpert, rutscht, krallt Finger und Schuhspitzen in den Berg und steigt. Es geht um Sekunden. Ein Stein kommt ins Rollen, man rollt mit. Verliert wertvolle Meter, wertvolle Sekunden. Man legt sich für den Bruchteil einer Sekunde hin, holt Atem und flucht. Man flucht eine ungeheure Gotteslästerung — es ist das letzte Sicherheitsventil, bevor der Zusammenbruch der Ueberanstrengung kommt.

Daß man uns da hinauf hetzen muß, uns, die Feldtruppen! Was haben wir in dieser gottverlassenen Steineinöde zu suchen! Wir beherrschen eine Landstraße, wir sind aber ungewohnt in diesem Gelände. «Vorwärts!» schreit der Zugführer und greift selber zu. Weiter oben schleppft der Hauptmann Munition mit. Man beißt die Zähne zusammen, rappelt sich auf und klettert, klettert. Zehn Sekunden vor der befohlenen Zeit melden sämtliche Gewehre schußbereit. Der Hauptmann kontrolliert die Stellungen und die stahlgraue Augen leuchten. «Achtung, Feuer!» schreit er. Die Kasten bellen wie wütende Hunde und am feindlichen Hang rasen unsere Füsiliere empor. Wie sie bei einer gewissen Linie angelangt, schmettert von irgendwo eine Trompete die ersten Takte des Zapfenstreichs: Gefechtsabbruch. In der nächsten Sekunde glühen hundert Zigaretten auf. Man zieht den Rauch tief durch die Lunge und legt sich auf den Rücken. Man schaut sich in die dunkelbraunen Gesichter und fühlt sich durch die gemeinsam vollbrachte Leistung enger zusammenge schmiedet denn je. Das ist der Dienst im Réduit.

6. Etappe: Januar 1945.

Starr liegen Wald und Felder, unerträglich kalt beißt die Morgenluft um die Ohren. Der Himmel ist hellgrau, überirdisch klar und man sieht weit hinaus, wo sich die Rauchwolken täglich verdichten. Ununterbrochen haben sie die Nacht durchgehämmert, da draußen, es muß ein einziges Trümmerfeld übriggeblieben sein. Es ist einem, als fühlte man, daß tagtäglich, wenige Kilometer entfernt, Hunderte sterben, elendlich zugrundegehen, im großen Endkampf. Motorengebrumm wird hörbar, die Fernsprecher werden eingeschaltet. Achtung, Flieger! Positions meldungen folgen. Aus dem Osten erscheinen sie im ersten Licht einer fahlen, kalten Winter-

Sonne. Silberne Vögel, zehn, zwanzig, fünfzig, hundert, hunderte. In dichtem Schwarm rasen sie vor, das Abwehrfeuer ist äußerst spärlich. Knapp vor dem Rhein drehen sie ab. Der Fernsprecher meldet das sofort weiter. Sie hinterlassen lange, weiße Dampfahnen, entziehen sich unsern Blicken. Zwei Stunden ununterbrochener Donner redet eine deutliche Sprache ihrer Mission.

Man steht total erfroren und konstatiert mit Genugtuung, daß sich die Wachablösung nähert. Wieder Flieger. Man faßt den Karabiner unwillkürlich fester, beobachtet jede Bewegung der Bomber. Man weiß nur eines: Es geht dem Ende, einem schaurigen, aber erlösenden Ende zugleich, entgegen. Es bedarf doppelter Anstrengung,

doppelter Aufmerksamkeit. Es darf nicht sein, daß fünf Jahre umsonst waren, es darf nicht sein, daß wir im letzten Moment mit in den Strudel hinein gerissen werden.

7. Etappe: Juli 1945.

Die Militärdirektion ersucht Sie, umgehend Ihr Dienstbüchlein einzusenden, zwecks Abänderung des Körpssammelplatzes.

Das Buch kommt nach drei Tagen zurück, die Mobilmachungsplätze sind friedensmäßig ins offene Land hinaus verlegt. Man atmet auf und schlägt im Büchlein nach. Jeder tut das, jeder addiert irgendwo eine Zahlenkolonne. Beinahe wäre die Summe vierstellig geworden. — Die Glocken aber haben bereits geläutet ... wy.

Wandlung

Nicht wahr, Werner, so sind wir gewesen: Zwei junge Burschen, zwei Burschen, wie sie alle sind, herausfordernd, den Schädel voller Ideale — eben jung. Was hatten wir für Pläne, Werner, weit hinaus sind sie gegangen, in die Welt, in die Abenteuer, in das Leben. Dein Traum war Südamerika, dann die Staaten, dein Traum verstieg sich hoch hinauf in die Hochfinanz, in Stuben und Privatkontore der Allerhöchsten aller großen Bonzen und du trautest dir zu, die Fähigkeiten zu besitzen, im internationalen Börsenmarkt dermaleinst eine Rolle zu spielen. Keine kleine Rolle, hast du versichert. Wir hätten uns dann gelegentlich irgendwo getroffen, in Rio vielleicht oder in New York, in Hollywood — mein Traum war Hollywood — oder weiß der liebe Gott wo. Wir hätten uns auf die

Schulter geklopft, selbst dann, wenn du als Herr im Auto, wenn ich als Vagabund im Pfaderhemd erschienen wäre, wir beide, wir hätten auf Standesunterschiede gepfiften, du und ich.

Irgendwo rollen Wagen eines riesigen Ozeans, irgendwo erstrecken sich ungeheure Felder, Aecker, irgendwo brennt die Sonne auf ein Meer von Sand. Wir schworen darauf, all das kennen zu lernen, wir glaubten an den Tag, der uns hinausführen würde in die weiten Steppen Russlands, in das Herz des geheimnisvollen Orients, unter die Palmen der Südsee. Unsere Phantasie kannte keine Grenzen.

Wir sind dann aus der Schule ausgetreten und wurden ins Berufsleben hineingesteckt. Du weißt es und ich weiß es, wir sind dann auseinander gekommen und den

Kontakt haben wir nicht mehr so recht gefunden. Deine Welt war auf einmal nicht mehr die meine und für meine Interessen hattest du kein Verständnis mehr. Wir haben beide danach getrachtet, die Höhe zu erklimmen und haben von den Ellenbogen ausgiebig Gebrauch gemacht. Ausgiebig und rücksichtslos. Es kam der Tag, da wir all unsere Fähigkeiten, unsere Kräfte und unser ganzes Können gegeneinander ausspielten, der Tag, der unsere Freundschaft auseinander klaffen ließ, und jener Riß konnte nicht mehr überbrückt werden. Jener Riß zwischen uns und mitten durch unsere ehemalige Knabbenfreundschaft hieß Lore und da hast du den Sieg davongefragt. Du bist glücklich geworden und mich hast du in die Einsamkeit gestoßen ...

So ist es uns gegangen, Werner: Wir

